



CHRISTINE KABUS

# Das Lied des Nordwinds

NORWEGEN -  
ROMAN

Weltbild

## Das Lied des Nordwinds

## Christine Kabus

Christine Kabus, 1964 in Würzburg geboren, arbeitete nach ihrem Studium der Germanistik und Geschichte als Dramaturgin und Lektorin bei verschiedenen Film- und Theaterproduktionen, bevor sie sich 2003 als Drehbuchautorin selbstständig machte.

Schon als Kind zog sie der hohe Norden, den sie zunächst durch die Bücher von Astrid Lindgren und Selma Lagerlöf kennenlernte, in seinen Bann. Vor allem die ursprüngliche, mythische Landschaft Norwegens beflügelte ihre Phantasie. Sie begann, die Sprache zu lernen und sich intensiv mit der Geschichte Norwegens zu beschäftigen.

Christine Kabus

# Das Lied des Nordwinds

Norwegenroman

**Weltbild**



Besuchen Sie uns im Internet:

*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Shutterstock

(© Andrew Mayovskyy) und iStockphoto (© PPAMPicture)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-672-4

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für Lilian  
in tiefer Dankbarkeit*

*Friheten er som luften.  
Forst når en ikke har den, merker en hva det betyr.*

Die Freiheit ist wie Luft.  
Wir merken erst, wie viel sie wert ist, wenn sie uns fehlt.

## Figuren der Handlung

### SCHLESISIEN

Grafen von Blankenburg-Marwitz auf Schloss Katzbach

*(Kreis Goldberg)*

Karoline, geb. Jauer

Moritz, ihr Ehemann

Gräfin Alwina, Mutter von Moritz

Graf Hermann, Vater von Moritz

Freiherr Waldemar von Dyhrenfurth, Bruder von Gräfin  
Alwina

Agnes, Zofe von Karoline

Anton, Bursche von Moritz

Ida Krusche, Schulfreundin von Karoline, *Görlitz*

Gustav Krusche, ihr Ehemann, *Görlitz*

Rosalie und Kurtchen, ihre Kinder

### NORWEGEN

*Stavanger und Umgebung*

Oddvar Treske, Lehrer an der Missionsschule

Ingrid Treske, seine Ehefrau

Elias, ihr Sohn

Liv Svale, Hausmädchen

Frau Bryne, Köchin

Halvor Eik, Missionar

Bjarne Morell, Mitarbeiter des Freiluftmuseums von Kristiania  
Ruth Svale, Mutter von Liv, *Sandnes*  
Pfarrer Nylund, *Sandnes*

#### AUF DER REISE

Leuthold Schilling, Hauslehrer aus Meißen  
Flora Bakken, Mitarbeiterin von Martha Tynæs, *Kristiania*  
Clara Hætta, Pensionswirtin und Freundin von Sofie, *Røros*  
Sofie Hauke, geb. Svartstein, *Trondheim*  
Toril Hustad, ihre Großmutter, *Trondheim*

Eline Hansen (1859–1919), Frauenrechtlerin und Pazifistin,  
*Kopenhagen*  
Ingeborg Suhr (1871–1969), Haushaltsschulleiterin und Au-  
torin, *Kopenhagen*  
Frigga Carlberg (1851–1925), Sozialarbeiterin, Frauenrechtle-  
rin und Autorin, *Göteborg*  
Martha Tynæs (1870–1930), Sozialarbeiterin, Frauenrechtle-  
rin und Politikerin, *Kristiania*

## Prolog

Breslau, den 1. Mai 1896

*Liebe Ida,*

*entschuldige bitte, dass ich erst jetzt zur Feder greife und Dir auf Deinen langen Brief vom März antworte, in dem Du mir so anschaulich von Eurem Leben in Buenos Aires berichtet hast. Auch wenn ich nun einen guten Einblick in Deinen dortigen Alltag gewonnen habe, fällt mir die Vorstellung schwer, dass so viele tausend Kilometer zwischen uns liegen und Du in einem so fremden Land weilst. Da mag ich es kaum glauben, dass wir noch vor einem halben Jahr im Mädchenpensionat der gestrengen Matrone Schroeder die Köpfe zusammengesteckt, Zukunftspläne geschmiedet und uns gelobt haben, uns nie aus den Augen zu lassen. Wie anders ist es gekommen! Dich hat die Versetzung Deines Vaters ans andere Ende der Welt verschlagen, und ich werde in Kürze mein Elternhaus verlassen und den Gefilden der Kindheit endgültig den Rücken kehren.*

*Die letzten Wochen standen bei mir ganz im Zeichen der bevorstehenden Hochzeit. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie aufgeregt ich bin! Und wie glücklich! Ein Traum wird wahr: Ich werde Gräfin und in einem echten Schloss wohnen! Einziger Wermutstropfen ist mir die Tatsache, dass Du bei der Feier nicht dabei sein kannst! Ich hätte Dich so gern als Brautjungfer an meiner Seite gewusst. So, wie wir es uns gegenseitig versprochen haben. Aber Jammern hilft nun einmal nichts – und so*

*komme ich einem anderen Versprechen nach und berichte Dir ausführlich – so wie Du es ausdrücklich gewünscht hast.*

*Die Trauung wird Pastor Hinrichs, der mich einst konfirmiert hat, in der altehrwürdigen Christophori-Kirche vornehmen.*

*Das anschließende Bankett wird nicht – wie zunächst geplant – bei uns zu Hause stattfinden, sondern im Hotel Monopol. Vater hat den Festsaal gemietet – gemäß dem Motto, das er dieser Tage ständig im Munde führt: »Ich lasse mich doch nicht lumpen, wenn meine einzige Tochter adlig wird.« Alles muss vom Feinsten sein, das Beste ist ihm gerade gut genug.*

*Heute Morgen hatte ich die erste Anprobe des Kleides. Es wird ein Traum aus goldfarbenem Seiden-Satin. Der Rock ist gerade geschnitten und läuft in einer langen Schleppe aus. Das Oberteil ist aufwendig mit Tüll verarbeitet, die langen Ärmel sind gerafft und an den Schultern gepufft. Den Ausschnitt werden kleine Röschen aus Wachs zieren. Dazu werde ich den Schleier tragen, den meine Mutter zu ihrer Hochzeit aus Brüsseler Spitze anfertigen ließ.*

*In den nächsten Tagen erwarten wir die Menükarten, die mein Vater bei der Guttmannschen Druckerei in Auftrag gegeben hat. Sie werden allerliebste! Zwei Amoretten halten am unteren Bildrand einen roten Samtvorhang, der den Blick auf Schloss Katzbach freigibt, dem Stammsitz der Grafenfamilie. Darüber wird die Speisefolge gedruckt (Schildkrötensuppel/Steinbutt in Austernsauce/Tafelstück vom Rind mit Steinpilzen/Hummersalat/Haselhuhnpastetchen/Bayrische Creme mit Baisers/Käse, Kompott, Eis) – umflattert von einem Taubenpaar, das mit seinen Schnäbeln ein weißes Band zwischen sich*

*spannt, auf dem ein Segensspruch steht. Über dem Ganzen umrahmt ein aus Rosen geformtes Herz die Initialen von Moritz und mir.*

*Ach Ida, ich kann mein Glück kaum fassen. Nur noch zwei Wochen trennen mich vom schönsten Tag meines Lebens! Ich wünsche Dir von ganzem Herzen, dass auch Du bald als Braut vor den Altar treten wirst (auch wenn ich egoistisch genug bin, mir für Dich einen Mann zu wünschen, der Dich zurück nach Deutschland bringt, damit Du wieder in meiner Nähe lebst. Zu schade, dass Moritz keinen Bruder hat ...).*

*Eben lässt Mutter nach mir schicken. Der Sattler hat uns eine Auswahl an Koffern für die Hochzeitsreise vorbeigebracht. Für heute muss ich meine Zeilen an Dich daher leider doch schon jetzt beenden. Ich schreibe Dir aber so bald als möglich mehr, versprochen!*

*Ich schicke Dir meine innigsten Grüße über den weiten Ozean,  
herzlichst, Deine Freundin Karoline*

Stavanger, April 1905 – Liv

Die Töne einer Glocke drangen an Livs Ohr und rissen sie aus ihren Gedanken, in die sie beim Gehen versunken war. Seit gut drei Stunden war sie auf einer von niedrigen Feldsteinwällen gesäumten Landstraße unterwegs, die durch eine hügelige, von Wiesen und Weiden geprägte Landschaft verlief. Die Achtzehnjährige hob den Kopf und sah sich um. Sie hatte die Ausläufer der Stadt erreicht, die sich vom Fjordufer nördlich vor ihr hinauf zu der Anhöhe hin ausbreitete, auf der sie nun einherschritt. Über ihr wölbte sich ein blassblauer Himmel. Die Wolken, die in der Nacht für Regen gesorgt hatten, waren verschwunden. Einige Meter die Straße hinunter erstreckte sich rechter Hand jenseits der Bahngleise, die parallel zum Ladegårdsveien verliefen, ein weitläufiger Friedhof. Ihm gegenüber ragte direkt neben der Straße eine hohe Mauer auf, die das Gefängnis von Stavanger umschloss. Liv blieb stehen, ließ das Bündel, in das sie Wäsche zum Wechseln, ein Nachthemd und ihr Gebetbuch geschnürt hatte, zu Boden sinken und zählte mit angehaltenem Atem die Glockenschläge. Als der letzte Ton verklang, stieß sie die Luft aus und entspannte sich. Acht Uhr. Sie war nicht zu spät.

»Sie erwarten dich am Dienstagmorgen gegen halb neun«, hatte Pfarrer Nylund zwei Tage zuvor nach dem Ostergottesdienst zu Liv gesagt, ihr den Brief von Oddvar Treske ge-

zeigt und lächelnd hinzugefügt: »Ich freue mich, dass du die Stelle bekommst.«

Ihre Zweifel, ob sie den Anforderungen in einem gehobenen Haushalt gewachsen sein würde und nicht besser in einer Fabrik als Hilfsarbeiterin ihr Glück versuchen sollte, hatte er mit einem ebenso energischen wie freundlichen Kopfschütteln zu entkräften versucht. »Ich habe dich stets als tüchtig, pflichtbewusst und aufgeweckt erlebt. Falls bei Familie Treske Arbeiten auf dich warten sollten, die du noch nicht kennst, wirst du die dazu nötigen Fertigkeiten rasch erlernen. Also, nur Mut! Die Treskes sind anständige Leute, die ihre Untergebenen gerecht behandeln. Erfülle du nur fleißig deine Aufgaben – dann wirst du dort ein gesichertes Einkommen haben und deine Mutter unterstützen können.« Nach einer kurzen Pause hatte er hinzugefügt: »Ganz zu schweigen davon, dass es sehr viel gesünder und ungefährlicher ist als in einer Fabrik.«

Liv war zusammengezuckt und hatte wieder das Bild ihres Vaters vor Augen gehabt, wie er drei Jahre zuvor blutüberströmt und vor Schmerzen schreiend aus Graverens Teglverk getragen worden war, wo Ziegeln und Töpferwaren hergestellt wurden. Sein rechter Arm war in eine Pressmaschine geraten und nicht mehr zu retten gewesen. Sein Verlust hatte dem ohnehin schwachen Lebensmut von Anders Svale den letzten Stoß versetzt und ihm jeden Willen genommen, wieder auf die Beine zu kommen und zum Unterhalt seiner Frau und der fünf Kinder beizutragen. Er verdämmerte seine Tage auf seinem Bett oder in einer Schänke, wo er die Verzweiflung über die zunehmende Not seiner Familie in Weinbrand ertränkte.

Die Erinnerung an das Gespräch mit Pfarrer Nylund, der sie mit der eindringlichen Ermahnung, ihre Tochterpflicht zu erfüllen, entlassen hatte, ließ Liv ihre Lippen zusammendrücken. Seit sie denken konnte, tat sie nichts anderes, als ihrer Mutter zu helfen. Das Leben war ungerecht! Warum durfte sie sich nicht wie ihre Freundin Janne eine Stellung suchen, bei der sie nicht die Bevormundung durch die Eltern gegen die durch fremde Dienstherrn eintauschte? Weil du eben nicht Janne bist, rief sie sich zur Ordnung. Sie muss für niemanden als sich selbst sorgen.

Janne, mit der Liv die Volksschule besucht hatte, war das jüngste Kind in ihrer Familie, ihre beiden Schwestern waren bereits verheiratet. Der Vater verdiente als Monteur genug, um sich und den Seinen ein bescheidenes Auskommen zu sichern. Janne hatte nie die Schule schwänzen müssen, um wie Liv ihre Mutter als Näherin zu unterstützen. Ein findiger Unternehmer aus Sandnes ließ Frauen in Heimarbeit Hemden fertigen und zahlte ihnen einen sehr niedrigen Stücklohn. Für Familien wie die Svales war es dennoch eine unverzichtbare Verdienstmöglichkeit. So kamen wenigstens ein paar Kronen für die nötigsten Dinge des täglichen Lebens zusammen – während der Vater seine knapp bemessene Invalidenrente vertrank.

Kurz nach ihrer Konfirmation hatte Janne ihrer Freundin Liv verkündet, dass sie ihren Heimatort verlassen würde. Dank ihres guten Abschlusszeugnisses hatte sie eine Stelle im Telegrafenamts von Egersund bekommen. Liv hatte sich für sie gefreut und sich zugleich beschämt eingestanden, dass sie neidisch war. Was hätte sie darum gegeben, wie Janne fortzugehen! Sich wie diese mit zwei Kolleginnen eine

Wohnung zu teilen, über ihr Gehalt verfügen zu können, sich ab und zu kleine Freuden zu gönnen, an Sonntagen nicht arbeiten zu müssen und stattdessen Ausflüge zu unternehmen oder Zeit zum Lesen zu haben.

Liv verscheuchte die Bilder von Jannes sorglosem Leben, in dem es freie Tage, Tanzveranstaltungen und andere Vergnügungen gab. Der Pfarrer hatte recht. Der Gedanke an die hungrigen Augen in den hohlwangigen Gesichtern ihrer Geschwister, die sich abends selten mit gefüllten Mägen auf ihre Strohsäcke legten, ließ den Wunsch nach Ungebundenheit und weniger Verantwortung selbstsüchtig erscheinen. In einer der Konservenfabriken, die seit einigen Jahren Stavangers Wirtschaft ankurbelten und in denen man gern Frauen beschäftigte, würde sie in langen Schichten im Akkord schuften und sich mit einem Bruchteil des Geldes begnügen müssen, das den Männern für die gleiche Tätigkeit bezahlt wurde. Als Hausmädchen musste sie nicht für Kost und Logis aufkommen, würde mit abgelegten Kleidungsstücken ihrer Herrin versorgt und durfte bei gutem Betragen mit Zuwendungen zu Weihnachten und Geburtstagen rechnen. So würde sie in der Lage sein, ihren gesamten Lohn nach Hause zu schicken – wie es ihre Mutter von ihr erwartete.

Als Liv sich an diesem Morgen lange vor Sonnenaufgang angezogen hatte – im Licht einer Tranfunzel, die den einzigen Raum der Kate kaum erhellte –, war Ruth Svale zu ihrer ältesten Tochter getreten, die zum ersten Mal allein in die Fremde ging.

»Sie werden dir deinen Lohn wöchentlich auszahlen und nicht nur zweimal im Jahr an den *flyttedager*, wie es eigent-

lich üblich ist«, hatte sie mit gesenkter Stimme und einem ängstlichen Blick auf ihren Mann, der sich im Schlaf unruhig hin und her wälzte, gesagt. »Pfarrer Nylund hat das mit deinem Dienstherrn ausgehandelt. Dann kannst du mir das Geld immer gleich montags per Postanweisung schicken. An mich! Hörst du! Nur ja nicht an ihn. Er würde es doch nur sofort ins Wirtshaus tragen.«

Liv hatte stumm genickt und die Tränen hinuntergeschluckt, die ihr in die Augen schossen. Sie hatte sich so sehr nach einer Umarmung, einem lieben Wort gesehnt, das ihr den Abschied leichter gemacht, ihr gezeigt hätte, dass ihre Mutter sie vermissen würde.

Doch diese hatte nur auf die Tür gedeutet. »Und nun geh mit Gott! Sei gehorsam und mach uns keine Schande.«

Noch bevor Liv die Hütte verlassen hatte, hatte sich Ruth Svale umgewandt und war wieder zum Ofen geeilt, um den dünnen Haferbrei umzurühren, den es zum Frühstück geben würde.

Beim Gedanken an eine Schale mit warmer Grütze zog sich Livs Magen zusammen. Ob man ihr wohl etwas zu essen anbieten würde, bevor sie mit der Arbeit beginnen musste? Liv streifte ihre rechte Holzpantine ab, schüttete ein Steinchen heraus, das sich hinein verirrt hatte, schulterte ihr Bündel und lief zügig weiter zum Ortskern. Der älteste Teil von Stavanger lag in ihrer Laufrichtung unten am Vågen, einer Bucht, die durch die Halbinsel Holmen geschützt wurde und Schiffen seit alters einen sicheren Hafen bot. Im Nordosten breiteten sich am Østre Havn die neueren Stadtteile aus, mit schmucken Holzhäusern, dem Fischmarkt und mehreren Werften, Werkstätten und Fabriken.

Livs bloße Füße waren nach dem Marsch wundgescheuert. Sie war es nicht gewohnt, stundenlang zu laufen. Die vergangenen Monate hatte sie nahezu vollständig zu Hause verbracht – von frühmorgens bis spät in die Nächte hinein über die Näharbeiten gebeugt. Sehnsüchtig schaute sie zu den Schienen, die im Licht der Morgensonne glänzten. Sie stellte es sich herrlich vor, in einem Waggon der Jæderbanen zu sitzen und sich binnen einer halben Stunde von ihrem Heimatort Sandnes, der gut fünfzehn Kilometer südlich am Ende des Gandsfjords lag, zur Provinzhauptstadt an dessen Mündung fahren zu lassen. Ob sie sich jemals die vierzig Øre würde leisten können, die ein Billett für die dritte Klasse auf dieser Strecke kostete? Liv schüttelte den Kopf. Nein, das entsprach in etwa dem Tageslohn, den ihr die Treskes zahlen würden. Undenkbar, das Geld für einen Luxus wie eine Zugfahrt zu verplempern.

Liv passierte den Friedhof und sah den Bahnhofplatz vor sich. Dahinter machte sie einen Teich und einen Park aus, über dem sich die mächtige Silhouette der Domkirche erhob. Im Hintergrund glitzerte das Wasser des Fjords, in dem mehrere Inselchen lagen. Liv rief sich die Wegbeschreibung von Pfarrer Nylund ins Gedächtnis und bog nach dem Theater in den Løkkeveien ein, der sie wieder aufwärts führte – vorbei an einem großzügigen Gartengrundstück mit Villa zu einem kleinen Friedhof. Von dort ging es nach links auf einem Feldweg weiter, über den sie in kaum bebautes Gelände gelangte. Kurz nachdem sie an einem geweißelten Holzhaus mit Säulenveranda vorbeigelaufen war, sah sie diesem schräg gegenüber am Ende einer großen Wiese ihr Ziel vor sich: das Anwesen der Missionsschule von Stavanger.

Blickfang war ein stattliches zweistöckiges Gebäude inmitten eines Gartens, dessen zahlreiche Apfelbäume in voller Blüte standen. In die Längsseite des Daches war ein breiter Zwerchgiebel mit drei Fenstern eingelassen, auf dessen First ein großes Kreuz befestigt war. Liv verengte die Augen und entzifferte die Worte, die in die Außenleisten der Schrägen unter dem Kreuz geschnitzt waren:

*Gaar ud i al verden og prædiker Evangelium for al Skabningen.*

Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.

Etwas abseits hinter dem Hauptgebäude machte sie neben Stallungen, einer Scheune und mehreren Schuppen ein kleineres Haus aus, in dem laut Pfarrer Nylund Oddvar Treske, der zweite Lehrer der Schule, mit seiner Familie wohnte. Der Direktor, der ebenfalls unterrichtete, war im Schulhaus untergebracht.

Liv spürte, wie sich ihr Herzschlag beschleunigte. In wenigen Augenblicken würde ihr neues Leben als Dienstmädchen beginnen. Sie schloss kurz die Augen.

»Lieber Gott, ich fürchte mich so!«, flüsterte sie. »Was, wenn sie nicht zufrieden mit mir sind? Was, wenn sie mich davonjagen? Bitte, lieber Gott, steh mir bei.«

Der fröhliche Gesang einer Mönchsgrasmücke unterbrach ihr Stoßgebet. Liv öffnete die Augen und erspähte den hellgrauen Vogel mit der schwarzen Kappe, der auf dem obersten Ast eines Holunderstrauchs saß und aus voller Kehle sein Lied hinausmetterte. Sie lächelte und beschloss, diese Begrüßung als gutes Vorzeichen zu nehmen.

Sie umrundete den eingezäunten Garten, hielt kurz an der Schmalseite der Schule vor einem Fenster inne und prüfte in der Spiegelung der Scheibe, ob sie ordentlich aussah. Unter den dichten Brauen blickten ihr ihre grauen Augen fragend und ein wenig ängstlich entgegen. Das schnelle Gehen hatte einen rosigen Hauch auf ihre Haut gezaubert, die während der Wintermonate blass und fahl geworden war. Aus ihrem Zopf hatte sich eine dunkelblonde Haarsträhne gelöst, die sie sich hinters Ohr strich. Liv sah an sich hinunter und zog die Schürze glatt, die sie über einem dunkelblauen Kattunkleid trug. Es war ausgebleichen, mehrfach geflickt und an den Armen ein wenig zu kurz. Auch das Wolltuch, das sie gegen die morgendliche Kühle umgelegt hatte, hatte schon bessere Tage gesehen.

Als sie sich gerade von dem Fenster abwenden wollte, fiel ein Sonnenstrahl ins Innere und ließ ein seltsames Gebilde matt aufleuchten. Liv trat näher, beschattete ihre Augen und spähte durch die Scheibe. Auf einem Tischchen stand ein riesiges Ei. Es war mindestens so hoch wie ihr Unterarm und hatte einen gewaltigen Durchmesser. Daneben stand ein weiteres Ei, das ebenfalls sehr viel größer als jedes Hühner- oder Entenei war, das Liv jemals gesehen hatte, sich im Vergleich zu dem anderen jedoch klein ausnahm. Während sich Liv fragte, welche Ausmaße die dazugehörigen Vögel wohl besaßen, wanderten ihre Augen weiter. Das Zimmer beherbergte ein – in ihren Augen willkürlich zusammengewürfeltes – Sammelsurium unterschiedlichster Gegenstände. Neben einem tragbaren Klappaltar hing an einer Wand ein Mantel aus schimmernder Seide, der mit Drachen und floralen Mustern bestickt war. In einem Regal lagen ein ge-

flochtener Gürtel, an den Muscheln genäht waren, ein Halsband mit Silberornamenten, die Liv an Bärenklauen erinnerten, geschnitzte Holzlöffel, einfache Tonschalen und ein aus Bast gefertigter Fächer. In einer Ecke standen mit Tierhäuten bespannte Trommeln in verschiedenen Größen und meterhohe Bambusröhren, an denen dünne Metallsaiten befestigt waren.

»Hier treibst du dich herum! Was hast du da zu suchen?«

Der Klang der scharfen Stimme ließ Liv zusammenzucken. Schlechter hättest du dich gar nicht bei deiner neuen Herrschaft einführen können, schoss es ihr durch den Kopf. Noch bevor du die Stelle überhaupt angetreten hast, halten sie dich schon für eine Trödeliese. Sie holte tief Luft und drehte sich um. Kein Mensch war zu sehen.

»Wie kommst du dazu, das Haus zu verlassen?«, fuhr die Stimme fort.

Liv wurde flau vor Erleichterung. Sie war nicht gemeint! Der unsichtbare Sprecher musste sich irgendwo hinter der Missionsschule befinden und hatte sie gar nicht bemerkt.

»Du weißt ganz genau, dass du noch drei Tage Arrest hast! Wie kannst du es bloß wagen ...«

»Es tut mir leid«, antwortete eine helle Stimme. »Aber ich musste ...«

»Gar nichts musst du! Außer gehorchen!«

Der schneidende Ton jagte Liv einen Schauer über den Rücken. Wer wurde da so streng gescholten? Auf Zehenspitzen lief sie zur Ecke des Schulgebäudes und spähte auf den Platz dahinter. Vor einem Schuppen neben dem Lehrerhaus entdeckte sie einen mittelgroßen Mann in dunklem Anzug. Das musste Oddvar Treske sein. Er war um die fünfzig Jahre

alt, hatte kurz geschorene graue Haare und ein rundliches Gesicht. An seiner Schläfe war eine Ader bläulich angeschwollen, seine Stirn war in tiefe Falten gelegt, und seine Augen waren auf den etwa neunjährigen Jungen heftet, der vor ihm stand. Dieser trug einen beigen Russenkittel mit rotem Gürtel und kurze Hosen, die den Blick auf verschorfte Knie und zerkratzte Schenkel freigaben. Seine dunklen Locken waren verstrubbelt. Als spiegelten sie den Widerstandsggeist, der aus seinen einen Tick zu weit auseinanderstehenden Augen sprach.

»Es ist wirklich wichtig, Vater!«, sagte er.

Oddvar Treskes Miene verfinsterte sich noch mehr. Er fasste den Jungen an der Schulter.

»Schluss damit, Elias! Geh sofort hinein!«

»Aber es geht um Leben und Tod!«, rief Elias und riss sich los.

Der Mann holte aus und versetzte ihm eine Ohrfeige, die den Kleinen ins Wanken brachte. »Ich werd dir die Flausen schon noch austreiben!«, schrie er, packte den Jungen am Arm und zerzte ihn zum Haus.

Liv schaute ihnen mit vor Schreck geweiteten Augen nach. Sie hatte sich eine Faust vor den Mund gepresst, um den Aufschrei zu ersticken, der ihr beim Anblick des Hiebs zu entfahren drohte. Ihr war, als würde ihre eigene Wange brennen, als hätte sie selbst die Hand des Mannes zu spüren bekommen. Dem Akt hatte eine Brutalität und Kälte innegewohnt, die sie tief erschütterten. Sie selbst war Schläge gewöhnt. Ihrer Mutter rutschte immer wieder einmal die Hand aus, wenn ihr eines der Kinder im Weg war, etwas verschüttet oder zerbrochen hatte oder sich mit seinen Ge-

schwistern zankte. Bei schweren Vergehen wurde der Vater eingeschaltet, der dem Übeltäter ein paar Streiche mit einer Rute verpasste. Liv hatte diese Bestrafungen wie Unwetter über sich ergehen lassen – es hatte keinen Zweck, sich dagegen aufzulehnen. Instinktiv hatte sie immer gespürt, dass ihre Mutter aus Überforderung und Erschöpfung die Hand gegen ihre Kinder erhob. Ihre Schläge schmerzten nur an der Oberfläche. Im Gegensatz zu der Ohrfeige, die der Junge eben bekommen hatte. Warum hatte er diese Bestrafung riskiert? Was war so wichtig, dass er seinen Stubenarrest missachtete und den Groll seines Vaters in Kauf nahm?

Liv sah zu dem Schuppen, vor dem Oddvar Treske seinen Sohn zur Rede gestellt hatte. Die Tür stand einen Spalt weit offen. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass sie unbeobachtet war, huschte sie über den Platz und schlüpfte in den Verschlag. Ein muffiger Geruch schlug ihr entgegen. Nachdem sich ihre Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, sah sie rechts neben dem Eingang Gießkannen, Rechen, Schaufeln, Hacken und andere Gartenwerkzeuge. Links waren Brennholzscheite gestapelt. Im hinteren Teil türmten sich entzweigegangene Geräte und andere ausrangierte Dinge – der ideale Platz für ein Versteck. Ein Geräusch lenkte Livs Aufmerksamkeit auf eine Kiste, die halb verborgen von einem leeren Gurkenfass und einem Stapel zusammengefalteter Kartoffelsäcke auf dem Boden stand. Sie beugte sich darüber und sah in ein kleines Auge, das ihr aus einem zerzausten Federbündel hellblau entgegenleuchtete. Es war eine Dohle. Der bräunlichen, matten Färbung des Gefieders nach zu schließen, eine sehr junge.

Wieder gab der Vogel ein klagendes Fiepen von sich.

»Wie kommst du denn hierher?«, fragte Liv leise.

Ihr Blick fiel auf einen der Flügel, den der Vogel absprenzte. Die Schwungfedern fehlten oder waren zerfetzt.

»Oh weh, bist du einer Katze in die Krallen geraten?«, murmelte Liv. »Und Elias hat dich gerettet und hier versteckt.« Vermutlich hatte er seinen Pflegling füttern wollen, als der Vater ihn überraschte. Neben der Kiste entdeckte Liv ein Einweckglas mit Brotstückchen, Apfelschnitzen und winzigen Fleischbrocken. Sie schraubte es auf und hielt der Dohle einen Bissen hin. Im Nu verschwand der Inhalt des Glases im Schnabel des Vogels. Anschließend flößte ihm Liv ein paar Schlucke Wasser ein, das in einer Flasche bereitstand. Elias hatte an alles gedacht. So, wie Gøran es getan hätte. Vor das Gesicht des fremden Jungen schoben sich die vertrauten Züge ihres Bruders, der sich mit Hingabe um alles Getier gekümmert hatte, das seiner Hilfe bedurfte. Liv schluckte. Wie Gøran jetzt wohl ausgesehen hätte? Dreizehn Jahre wäre er diesen Sommer geworden. Liv verscheuchte das Bild des windschiefen Holzkreuzes, unter dem ihr Lieblingsbruder seit drei Jahren begraben lag.

Liv erhob sich. Die Dohle sah mit schief gelegtem Kopf zu ihr auf.

»Ich muss dich jetzt leider allein lassen«, sagte Liv leise. »Aber ich komme wieder, sobald ich kann, versprochen.«

## Schlesien, April 1905 – Karoline

*»So konnte sie ungestört dasitzen und in die Stille hinausträumen, die bläulichklare, sternhelle Wüstennacht, die ringsum, als sei man auf hoher See, in das Dämmernde, Grenzenlose verschwamm. Die Reihen der Sanddünen hatten jetzt nicht mehr das Wilde, Fable, die Senkungen der Salztümpel nicht mehr das geisterhaft Weiße und Unheimliche wie unter den sengenden, unerbittlichen Strahlen der Sonne. Die Milde des Mondes verklärte alles. Sie löste die harten, trotzig und unvermittelt nebeneinander stehenden Farbtöne des Tages – diesen Dreiklang vom Blau des Himmels und Gelb des Sandes und Weiß des Salzes, der dort in tiefdunklen Schatten über die Öde wob, ihre Unfruchtbarkeit verhüllte, ihre Furchtbarkeit dämpfte und aus dem, was unter dem Schein der Sonne ein Reich des Todes war, in der stillen Nacht ein geheimnisvolles Traum- und Zauberland machte.«*

Karoline ließ die Zeitschrift auf ihre Knie sinken, schloss die Augen und versuchte sich vorzustellen, wie die Wüste aussah, wie sich sengende Hitze anfühlte, wie es war, wenn der Mund austrocknete und ein Schluck Wasser das Köstlichste war, was man sich nur wünschen konnte. Seit Januar begleitete sie nun Gerta, die Heldin von Rudolf Stratz' Roman »Die Hand der Fatme«, der in Fortsetzungen in der »Gartenlaube« gedruckt wurde. Jede Woche fieberte sie dem Er-

scheinen der nächsten Ausgabe entgegen, um die Geschicke der jungen Adligen weiter zu verfolgen. Gerta, die unter falschem Namen nach Tunesien gereist war, um ihren Bruder zu suchen, war Karoline in den vergangenen Monaten eine vertraute Freundin geworden, mit der sie zuweilen innere Zwiesprache hielt.

Mit ihren zweiundzwanzig Jahren war die Romanfigur zwar vier Jahre jünger als Karoline, nahm sich in deren Augen jedoch um Längen selbstbewusster und mutiger aus als sie selbst. Nie im Leben würde sie sich getrauen, gegen den Willen ihrer Familie mutterseelenallein in die Fremde zu reisen, noch dazu in ein Land, wo an jeder Ecke Gefahren lauerten – nicht nur für Leib und Leben. Gerta wandelte mit ihrem unkonventionellen Verhalten auf einem schmalen Grat zwischen Ehrbarkeit und dem Verlust ihres guten Rufs. Sie hatte ihrem Verlobten, einem eingebildeten Schnösel, der sie von oben herab behandelte und sich nicht um die Gefühle anderer scherte, den Laufpass gegeben. Gertas Unerschrockenheit imponierte Karoline. Dabei kannte die Romanheldin durchaus auch Momente, in denen sie verzagte und am liebsten aufgegeben hätte. Doch der Gedanke an Frank, den verwegenen Abenteurer, den sie in der Sahara kennen- und lieben gelernt hatte, gab ihr stets neue Kraft und Zuversicht.

Karoline öffnete die Augen. Ja, mit einem Mann wie Frank ben Salem an der Seite mochte es wohl leicht für eine Frau sein, Stärke zu beweisen und unbeirrt ihren Weg zu gehen. Einem Mann, der an sie glaubte, sie mit Respekt behandelte und ihr ritterlich zu Hilfe eilte, wenn sie in der Patsche saß.

Ein kühler Luftzug ließ Karoline erschauern und verwehte die Bilder von der lauen Wüstennacht, in die sie beim Lesen eingetaucht war. Das Rascheln der Palmenblätter wurde vom Rauschen des Regens übertönt, der seit zwei Tagen ohne Unterlass niederging. Karoline stand auf und ging zum Fenster, das eine Böe aufgedrückt hatte. Bevor sie es schloss, warf sie einen Blick zum Himmel. Dunkel lastete er dicht über den Bäumen des Parks, der sich hinter dem Herrenhaus ausbreitete, das seit neun Jahren ihr Zuhause war. Die Wolkendecke war lückenlos, kein Lichtstreif erhellte das Grau. Aus südlicher Richtung, vom Riesengebirge her, tönte dumpfes Donnerrollen. Das trübe Dämmerlicht verriet nicht, wie weit der Tag fortgeschritten war. Der Geruch feuchten Mauerwerks drang in Karolines Nase, gemischt mit dem herben Duft des Efeus, der an der Rückseite von Schloss Katzbach emporrankte. Sie drückte die Fensterflügel fest in den Rahmen und legte den Riegel um. Er hatte zu viel Spiel und würde sich beim nächsten starken Windstoß erneut lösen. Auch die Scharniere der Fenster und Läden waren ausgeleiert und vom Rost zerfressen. Sie gehörten längst repariert oder durch neue ersetzt. Wie so vieles in diesem Haus.

Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war das Schloss von einem Vorfahren ihres Schwiegervaters auf einer Anhöhe im Katzbachtal erbaut worden – ein paar Kilometer nördlich der kleinen Kreisstadt Schönau. Der zweigeschossige Bau hatte einen rechteckigen Grundriss und ein Mansarddach, unter dem sich Speicherräume und die Kammern für die Diensten befanden. Die Eingangstür auf der zum Tal hin gelegenen Frontseite wurde von einem Säulenportal über-

wölbt, in dessen Giebel das Wappen der Familie eingefügt war: ein roter Hirsch auf grünem Grund, der über drei gewellte, blaue Linien sprang. An der südlichen Flanke erhob sich ein runder Turm mit Spitzdach. Stallungen, Scheunen und Remisen lagen – von einigen alten Buchen verborgen – im Norden des Schlosses auf halbem Weg nach Moritzwaldau, einem kleinen Weiler, in dem von jeher die Bauern und Handwerker lebten, die die gräflichen Güter bewirtschafteten.

Karoline kehrte zu dem Sofa vor dem Kachelofen zurück. Es war – wie die beiden Sessel, die ihm gegenüberstanden – aus hellem Kirschholz und mit einem altrosa-beige gestreiften Satinstoff bezogen. Das Ensemble stammte wie das runde Tischchen, der verglaste Bücherschrank und der Sekretär aus ihrem Jungmädchenzimmer im Breslauer Haus ihrer Eltern. Das Bett und die Waschkommode im angrenzenden Schlafgemach dagegen hatte sie zur Hochzeit als Teil ihrer Mitgift erhalten, ebenso die Ausstattung ihrer beiden Zimmer mit zartfarbenen Seidentapeten und zierlichen Glasleuchtern, die von der Decke hingen. Sie setzte sich, streifte ihre Pantoffeln ab, schlug ihre Beine unter den Rock ihres Hauskleides und vertiefte sich wieder in ihre Lektüre.

*»Die Einsamkeit der Wüste ... Allmählich fing Gerta in diesen Tagen an zu verstehen, warum einer die Menschen mied und in der Wildnis lebte, um sich selber zu finden.*

*So ähnlich ging es ihr jetzt. Manchmal war ihr, als sei sie nun erst recht zum Leben aufgewacht und habe bis dahin ihre Tage so hingebracht, ohne es zu wissen.«*

Ein Klopfen an der Tür schreckte Karoline auf. Sie verbarg die »Gartenlaube« unter einem der Sofakissen, setzte sich aufrecht hin und schlüpfte in ihre Hausschuhe. Dabei warf sie einen Blick auf die kastenförmige Tischuhr aus Messing, die auf dem Bücherschrank stand. Hatte sie die Zeit vergessen und versäumt, sich rechtzeitig zum Abendessen umzuziehen? Es wäre nicht das erste Mal, dass ihre Zofe Agnes sie daran erinnern musste und verhinderte, dass Karoline zu spät im Speisesaal erschien. Nein, es war erst vier Uhr nachmittags. Sie atmete tief durch und rief: »Herein!«

Beim Anblick ihrer Schwiegermutter, die über die Schwelle trat und drei Schritte vor ihr stehen blieb, zog Karoline unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern. Die Gräfin strahlte eine Energie und Tatkraft aus, die sie jünger als ihre sechzig Jahre wirken ließ. Ihre hellen Augen, die sie unverwandt auf ihr Gegenüber zu richten pflegte, flößten Karoline Unbehagen ein. Sie erappte sich wie so häufig bei der Frage, ob sie etwas getan oder unterlassen hatte, was den Unwillen von Alwina von Blankenburg-Marwitz erregt haben konnte.

Sei nicht albern, ermahnte sie sich. Du bist kein kleines Schulmädchen mehr, sondern eine erwachsene Frau. Also benimm dich auch so! Denk an Gerta. Sie würde sich nie so einschüchtern lassen. Karoline erhob sich. Neben der sehni-gen Gestalt ihrer Schwiegermutter, die sie um einen halben Kopf überragte, kam sie sich stets besonders klein und pummelig vor. Alles an ihr wirkte weich und rund im Gegensatz zu den kantigen Formen der Gräfin, die Karoline an eine geschnitzte Märtyrerfigur aus dem Mittelalter erinnerte. Die Falten um Mund und Augen waren wie eingekerbt, die

Gliedmaßen knochig. Selbst ihr ergrautes Haar sah aus, als wäre es aus Draht.

»Entschuldige, wenn ich dich – bei was auch immer – störe«, sagte Gräfin Alwina. Sie schaute mit stummem Vorwurf zu dem Nähkorb, der unter dem Sofa verstaubte, wohin ihn Karoline Wochen zuvor mit einem Fußtritt befördert hatte. »Ich wollte dich nur in Kenntnis setzen, dass mein Sohn in Kürze eintreffen wird.«

Karoline zog die Augenbrauen hoch. »In Kürze?«

»Mit dem Abendzug.«

»Heute? Aber ich dachte ...«, begann Karoline. Die steile Falte, die sich auf der Stirn ihrer Schwiegermutter bildete, ließ sie den Rest des Satzes verschlucken. ... *dass Moritz noch mindestens bis zur Eröffnung der Rennsaison in Berlin bleibt*, hatte sie sagen wollen. Sie räusperte sich. »Wie freundlich«, fuhr sie, um Fassung bemüht, fort, »dass du dich eigens her bemühst, um mir das mitzuteilen.«

Und nicht einen Diener damit beauftragt hast, fügte sie im Stillen hinzu. Damit nur ja der schöne Schein gewahrt bleibt und keiner merkt, dass ich keinen Schimmer habe, was mein Gatte so treibt und wann er beliebt, sich hier blicken zu lassen. Ganz zu schweigen davon, dass er keinen Wert auf meine Begleitung legt. Dabei wissen doch alle vom Stalljungen bis zum Gutsverwalter, wie es um meine Ehe bestellt ist.

Die Gräfin warf ihr einen kühlen Blick zu. »Nun, es schien mir angebracht. In dem Aufzug«, sie musterte Karolines einfachen Zopf und das kaum taillierte Kleid mit Abscheu, »willst du ihn gewiss nicht begrüßen. So hast du noch Gelegenheit, dich zurechtzumachen. So gut es eben geht.«